

I r i s.

Zeitschrift für Wissen, Kunst und Leben.

Zweiter Jahrgang.



Dienstag.

(1826. N^o 115.)

26. September.

N u r e i n e K e t t e.

(Bechluss von No. 114.)

„So muß ich bekennen,“ fuhr er fort, „daß meine Uhr ein Scherben ist, den ich zum Fenster hinauswerfen oder verschenken muß, weil sie mich heute und schon oft himmelweit irre geführt hat. Meine Herren, — denn die Damen, und wenn sie auch Uhren anhängen hätten, beherrschen die Zeit ohne Uhr — meine Herren, ich ersuche Sie allerseits um die Gefälligkeit, mir Jeder Ihre Uhr auf meinen Teller zu legen; aus dem Vergleich dessen, was ich dort empfangen —“ er betonte das Folgende sehr stark, „will ich mich erkennen, ob meine Rechnung richtig gewesen ist, oder nicht.“

Die Offiziere traten zu des Obristen Kowert. „Ab invisis,“ rief er, als der Zweite unter die Serviette sehen wollte. „Mein ganz allein muß der Spaß bleiben, das Resultat herauszubringen.“ Versteckt und mit abgewandtem Gesicht wurden nun die Zeitweiser unter die Serviette gesteckt. Nur Helm zögerte.

„Nun, Herr Adjutant!“ sagte Hain, „der ordentlichste Mann im Regiment, der für Chef und Korps und Mannschaft Punkt und Minute halten muß, will der uns seinen Stundenmesser nicht betrachten lassen?“ Helm trat erröthend zum Kowert:

„Ich wünsche,“ sprach er in sich gekehrt, indem er seinen Beitrag unter die weiße Hülle schob, „ich wünsche, Herr Obrist, daß Ihre Erwartung nicht getäuscht und Ihre Täuschung Niemandem peinlich werde. Sie sind — — —“

Der Obrist trat rasch hinzu: „Sehr begierig, wollen Sie sagen? o ja! Aber auch fast gewiß, daß ich Recht behalten werde. Wir Beide müssen unsere Beizer zurückstellen, um nicht voreilig zu seyn und

uns doch zu begegnen.“ Amalie erblich; Frau von Ringkorn faßte sie sanft unter dem Arm.

Der Obrist hatte unterdessen einen Blick unter die Serviette gethan und fuhr betroffen zurück. „Bei meinem Leben, das ist mehr, als Täuschung,“ er zog schnell Etwas aus der Busentasche und schob es, nestelnd und nach Taschenspielerart unter der Decke spielend, dicht an das Ende des Tellers.

Dann trat er einen Schritt zurück:

„Sie sind Zeugen gewesen,“ fuhr er feierlich fort, „daß Jeder seine Uhr selbst hierher gelegt und nun, nachdem ich den Unterschied im Gang derselben angesehen, kann ich versichern, daß ich mich in meiner Rechnung nicht geirrt, daß ich vielmehr den wahren Augenblick getroffen habe. Nehmen Sie gefälligst zurück, was Ihnen gehört.“

Alle Uhren waren zurückgewandert in die Hände ihrer Eigenthümer; nur Helm trat mit seltsam bitterem Ausdruck in den Zügen, der Letzte zu dem Teller. Was er hingelegt, schien ihm einer unangenehmen Entdeckung Preis gegeben, und des Obristen Ausruf: „Bei'm Himmel, das ist mehr, als Täuschung!“ schien eine unangenehme Ueberraschung zu verrathen. Das Spiel, welches der alte Herr unter der Decke getrieben, ließ ihn zwar ahnen, der Obrist habe gerecht und großmüthig zugleich, die unverdiente Härte, womit er ihm heute früh begegnet, jetzt dadurch vergütet, daß er ihn, welcher eine Demüthigung neuer, anderer Art zu fürchten schien, davor bewahrte. Aber wie fand er, als er unter die Serviette sah, seine Ahnung betrogen. „Großer Gott! Herr Obrist!“ schrie er wie vom Blitz gerührt, „wie kommen Sie zu diesem Kleinod?“

Der alte Herr, der jede seiner Bewegungen scharf bewacht hatte, antwortete mit angenommener Verwunderung:

„Hingelegt von Ihnen selbst — ob es ein Kleinod ist, kann ich nicht wissen —“ Der Adjutant hielt es entzündet empor:

„Mein Vater! mein armer, unglücklicher Vater! Du gabst mir diese Uhr, als ich vierzehn Jahre zählte.“

„Nun,“ sagte der Obrist, „das ist so seltsam nicht.“

„Er selbst hatte sie aus den Händen des Königs, dessen Namenszug, Fridericus Rex, hier auf dem Gehäuse mit Brillanten ausgedrückt war.“

„Jetzt sind keine daran.“

„Unzertrennlich sollten Uhr und Kette, unzertrennlich dieß Andenken von seinem Besitzer seyn. Sehn Sie hier, am Griff die Worte: Alles mit, und hier auf der Kette die Worte; der Zeit gegraben. Alles mit der Zeit war meines guten Vaters Wahlspruch. Im Sturm auf Kopenhagen drangen Plünderer in unser Haus. Ich rang um diese Uhr mit einem der Bösewichter. Nur die Kette blieb mir. Nur eine Kette, diese Kette trug ich seither, mehr zur schmerzlichen Erinnerung, als um mir das Ansehen zu geben, als besäße ich eine Uhr. Nur eine Kette legt' ich unter das Tellertuch —“

„Nur eine Kette?“ sagte man verwundert rings umher.

„Meine Mutter bedurfte Unterstützung. Ich gab ihr Alles, was ich entbehren konnte. Was sollte mir eine Uhr? Ich war zu arm, mir eine anzuschaffen.“

„Pfui, Herr Adjutant!“ rief der Obrist ernst und edel, „arm ist nur, wem Geist und Herz gebricht. Meine Herren“ fuhr er, zu den Offizieren fort, „dieser Herr Adjutant hat also drei Jahr lang mich und das ganze Regiment ohne Uhr regirt.“

„Ohne Uhr!“ Man schüttelte die Köpfe.

„Urtheile Jeder, ob er der Mann sei, der, wie seine Uhr sagt, Alles mit der Zeit, das heißt also, zur rechten Zeit thut. Ich hab' ihn scharf geprüft und recht befunden. Mit dieser Uhr, die ich, als junger Offizier, in Lübeck bei seinem Vater gesehen, da seine Mutter ihn noch auf den Armen trug, die ich, als unsere Armee einen Observationskordon an der pommerischen Grenze zog, von einem Deserteur gekauft und zur Erinnerung aufbewahrt, geb' ich ihm Namen, Stand und Glück wieder, das Letztere so weit es in eines Obristen Macht steht, der gute Kinder zu schätzen weiß. Junger Mann! wozu noch die Maske? Kom-

men Sie an die Brust eines Vaters, der Ihrer Mutter Schicksal durch das Ihrige zu lindern suchen wird.“ Helm sank überbewegt an des Obristen Herz. Malchen hielt sich an einem Sessel: die Frauen fragten nicht, was ihr fehle. Sie erriethen's mehr, als zur Hälfte.

„Und nun, meine Herren! lassen Sie mich,“ begann der Obrist auf's Neue. „das Glück, einen wackeren Kameraden in seine Rechte gesetzt zu haben, noch durch ein Familienfest erhöhen, wozu ich Sie geladen habe. Helfen Sie mir die Verlobung meiner Amalie feiern.“

„Verlobung? Gratuliren! Wo ist denn —?“ so tönte es durch einander.

„Der Bräutigam?“ fiel der Obrist listig ein. „Ja, den hab' ich bis jetzt selbst noch nicht recht gekannt. Das Andenken, das ich ihn mitzubringen bat, hat mir gezeigt, wer er ist. Amalie! Meine Herren und Damen! Ihu' ich Unrecht, den Lieutenant Graf Elmenkron zu meinem Eidam zu wählen?“ Helm stürzte sich zu des Obristen Füßen: Malchen schrie laut und überlaut; die Ringkorn fing die Sinkende auf.

„Elmenkron? Elmenkron?“ fragten Einige, die schwerer entziffern, als die meisten unserer Leser schon gethan haben werden.

Aber der Obrist, der seiner Tochter heftige Bewegung für Zeichen freudiger Ueberraschung nahm, trat unbesorgt zu ihr: „Herzensmalchen; ja, so ist's: Helm, dein Helm ist Graf Elmenkron und —“

„Unmöglich! unmöglich!“ stammelte, abwehrend, die Wiedererholte.

„Aber, zum Henker! ich weiß es ja.“

„Mein Vater,“ rief sie heftig, „der Lieutenant ist —“

„Lieutenant, wie dein Vater einstens und kann noch Obrist werden, wie dein Vater jetzt —“

„Schon verheirathet —“ rief sie abgewandt.

„Verhei —“ Das Wort blieb Allen in der Kehle stecken. Helm sah verwundert. Der Obrist sammelte sich zuerst.

„Zum drei tausend Element! Was ist das nun wieder? Bist du mondsüchtig? Sind Sie ein Türke? Welches von Euch gehört ins Tollhaus?“

„Er trägt —“ sagte sie schwach, auf die Brust deutend —

„Nu, einen Orden trägt er noch nicht, außer den eines edlen Mannes. Kann aber werden.“ Malchen schüttelte: „Ein Herz in der Brust, meinst du? Mein Kind, das hat er bei dir verloren. Ist's

nicht so, Herr Graf? Der Lieutenant legte be-
theurend die Hand auf die Brust.

„Ein Bild . . .“ sagte sie matt.

Das also war das Geräusch an der Thüre ge-
wesen. Der unschuldigste Hörcher erhörte sich nur
eigene Qual. Der Adjuvant riß rasch das Bild her-
vor und überreichte es dem Obristen. „Wie sie leibte
und lebte, da ich sie in Lübeck sah!“ rief der Obriste,
„und was das Püppchen da auf ihrem Arm jetzt
für ein trotziger Lieutenant geworden ist. Malchen,
nährisches, glückliches Malchen! Es ist die Gräfin,
seine Mutter, mit ihm als Knaben auf dem Arm.“

„Seine Mutter!“ sagte sie hochrothend.
„Verzeihen Sie —“ Elmenkron bedeckte ihre Hand
mit seinem Gesichte.

„Verzeiht Euch hernach, wenn Ihr allein seht.
Setzt, laßt uns fröhlich seyn. Holla, meine Herren!
den Dienst an den Nagel! für heute wenigstens.
Und holt mir den Feldsuperior.“

„Gratuliren!“ scholl es um und um.

„Ach, was gratuliren? gratuliren? Pokuli-
ren, pokuliren. Kinder, jetzt weiß ich, wie dem lie-
ben Gott zu Muthe seyn muß, denn ich habe durch
Dorn und Gestrüpp zwei Menschen an's Ziel ge-
bracht.“ Er schwärmte noch, als Sabine herein-
schickte, daß alle Saucen ausdorrten, wenn sie nicht
bald anrichten dürfe.

„Aha! die Sauce à la diable. Nun, die ist vor-
trefflich gerathen. Ich merk' es schon. Lassen Sie
uns zu Tische gehn.“ Der Superior war eingetre-
ten. „Herr Vater,“ rief er, „Sie kommen zum
Verlobungsschmauß und Abends kokuliren Sie mir
das Pärchen.“ Man ging. Als bei Tische die Ge-
sundheit der überglücklichen Verlobten ausgebracht
wurde, ließ der alte Herr inne halten, und sprach:
„Malchen! Geh' dem Horchen aus dem Wege. Oh-
ne Vertrauen ist der Estand eine Sklaverei und der
beste Mann, das beste Weib doch

Nur eine Kette!“

J. Falbrig.

Der Vampyr der Südslaven.

Die meisten unter den verehrten Lesern der
Fris werden das Gespenst, das die Neugriechen
Vampyr nennen, durch Lord Byron kennen ge-
lernt haben, der auf diesen Volksglauben eines der
genialsten Gebilde seiner riesigen, jedoch allzugrellen
Fantasie gebaut hat. Der Glaube an die Existenz
der Vampyr oder Blutsauger hat sich weit
über Morea hinauf, bis zur Save und sogar jen-

seits dieser unter den südlichen Slavenstämmen ver-
breitet und es dürfte nicht ganz uninteressant seyn,
wie der Aberglaube dieses Volkes diese Chimäre
ausgebildet hat.

Die Südslaven nennen den Vampyr oder Blut-
sauger: Wukodlak. Er entsteht aus dem Leichname
eines Mannes, dessen Lebenswandel nicht der beste
war. Vierzig Tage nach dem Ableben wird eine
solche Leiche von einem höllischen Geiste wieder be-
lebt und entsteigt dann allnächtlich dem Grabe, um
Menschen zu würgen und ihnen das Blut aus dem
Herzen zu saugen.

Ein tugendhafter Mensch kann nach seinem Tode
nicht Vampyr werden, der böse Geist hat über seine
Leiche keine Gewalt, wofern nur kein Vogel über
dieselbe fliegt oder kein Thier über solche schreitet;
daher man bei den Serben die Todten auch wohl
zu hütchen pflegt, daß ihnen nicht etwas solches
wiederfahre. Der Vampyr spukt gewöhnlich im
Winter (von Weihnachten bis Christi Himmelfahrt);
Viele wollen ihn zu dieser Zeit des Nachts
in ein Leichentuch gehüllt durch das Dorf wandeln
gesehen haben und sobald in einem Orte die Men-
schen nur etwas zahlreich zu sterben anfangen,
muß auch (nach der Meinung des Volkes) ein
Wukodlak auf dem Gottesacker hausen, man fängt
an zu rathe, wer von den kürzlich Verstorbenen
es wohl seyn möge, und zuweilen geht der Aberg-
glaube so weit, daß man zu einem höchst albernen
Zaubermittel seine Zuflucht nimmt, um den Vam-
pyr auszuforschen. Man führt nemlich einen schwar-
zen Hengsten (der gar nicht gezeichnet seyn darf)
über die Gräber des Gottesackers, will dieser über
irgend ein Grab nicht hinüber schreiten, so ist dies
sicheres Zeichen, daß ein Wukodlak darin verborgen
ist. Das Grab wird geöffnet, und die ganze Dorf-
schaft versammelt sich mit Stöcken oder Ruthen
von Weißdorn (vor denen der Vampyr sehr viel
Scheu haben soll); mit Hilfe dieser wird die Leiche
herausgezogen und dann auf einem Scheiterhaufen
verbrannt. *) Ein solcher Vampyr soll im Grabe
recht gemästet und von dem ausgesogenen Menschen-
blute recht roth aussehen; daher das Sprichwort:
erven kao vampir (roth wie ein Vampyr), von
einem vollblütigen, rothwangigen Menschen. Ist
der Vampyr, oder vielmehr war er bei Lebzeiten

*) Daß dieser Gebrauch nur jenseits der Save üblich sey und
vielleicht auch dort jetzt seltner als ehemals, kann man sich
leicht vorstellen.

verheiratet, so besucht er des Nachts auch seine Frau, zumal wenn sie jung ist, ja er zeugt auch Kinder mit ihr, die jedoch keine Knochen haben.

Der Bukodlak der Südslaven ist daher keineswegs mit dem Alp der Deutschen zu vergleichen; denn auch für dieses Ungethüm haben die Südslaven einen Namen, und nennen es Mora (von moriti tödten, ermüden), welchen Namen auch die nördlichen Slaven kennen; wogegen ihnen der Bukodlak unbekannt ist. Die mährischen Walachen, die vielleicht unter allen Slavenstämmen die größte Anzahl solcher Ausgeburten einer abergläubischen Einbildungskraft besitzen, nennen den Alp ebenfalls Mora oder Mura. Nach ihren Erzählungen kann man eine solche Mora schon als Kind erkennen,

wenn es nämlich einige Zähne mit auf die Welt bringt. Die Mora saugt aus der Brust schlafender Frauen Milch, gibt diese zu Hause wieder von sich und macht damit das Mehl zum Brod an. Dieses Brod gibt sie ihrem Gesinde, das davon recht stark und zur Arbeit aufgeweckt wird; nur verbietet sie strenge, das Brod zu schneiden, es muß immer gebrochen werden. Ein junger walachischer Bursche, der bei einer solchen Mora Knecht war, setzte sich einst über dies Verbot hinaus und schnitt das Brod mitten von einander; doch sieh — auch seine Wirthin fand er bald darauf zerschnitten in der Küche liegen. — Bei den Südslaven scheint die Mythe von der Mora weniger ausgebildet zu seyn.

Eugen Wejeth.

Korrespondenz- und vermischte Nachrichten.

Wien, 15. September 1826.

An die Redaktion der Iris.

Lesen Sie denn nicht das in Pesth erscheinende ungrische Schwester-Journal Tudományos Gyűjtemény, daß Sie auf den harten und unanständigen Angriff der Iris, und Ihrer Mitarbeiter im 4ten Heft Seite 120 bis 123 (unter dem Titel: Sapienti sat!) nicht das Geringste bis jetzt erwiedert haben. *)

Ihr Journal heißt darin ein jüdisches Journal und auch die Redaktion des Tudományos Gyűjtemény sagt von einem seiner Mitarbeiter, daß die Redaktoren und Verfasser der jüdischen Journale der ganzen Welt nicht würdig sind seine Schucriemen aufzulösen a' kinek, hogy saruji szijjait kifűzzék, arra sem érdemesek az egész világ Zsidó Journaljainak Redactorai 's Iróji). Hält man Sie denn, Hr. Stielly, in Pesth wirklich für einen Juden, und wollen Sie nicht beweisen, daß Sie ein rechtgläubiger katholischer Christ sind? Und wenn Sie es auch wären, warum sollten ungrische Gelehrte sich schämen, mit Ihnen und andern israelitischen Gelehrten mitzuarbeiten. Der berühmte Moses Mendelssohn war auch ein Jude, und doch schämten sich Gelehrte, wie Lessing, Weiske, Nicolai u. s. w. nicht, mit ihm zu korrespondiren und an Journalen mit-

zuarbeiten. In der literarischen Welt kommt es nicht auf die Religion, sondern auf Wissenschaft und Talente an *).

Der Name der Iris wird von dem Verfasser des Sapienti sat! nicht aus der Mythologie oder von dem Regenbogen (wie von den andern Lesern der Iris) abgeleitet, sondern von dem Schmetterling Iris lutea, Linn., dessen Eigenschaft, wie der Anonymus, der die Redaktion der Iris und ihre Mitarbeiter Urbanität und Anstand lehren will (da er ihnen Unanständigkeit und Pöbelhaftigkeit vorwirft) versichert, diese ist: „hogy igen örömet száll arra, a' mit az emberek és harmok az utakon elpotyogatnak“ (daß er sich sehr gern auf das niederläßt, was die Menschen und das Vieh auf den Wegen verzettern.) Wenn dies die gepriesene ungrische Urbanität ist (denn der Verf. sagt: a' parasztság és gonoszság nem Magyar Nóla“ d. h. Grobheit und Bosheit ist keine ungrische Note), so weiß ich wahrlich nicht, was Urbanität ist, und man möchte dann wahrlich versucht seyn zu glauben daß diese schmutzigen Anfälle in die Rubrik, der von Schlegel sogenannten göttlichen Grobheit gehören.

(Beschluß folgt.)

*) Die Redaktion hat auf den ihr wohlbekannten Auffag in der benannten magyarischen Zeitschrift nichts erwiedert, weil sie durchaus nicht glauben konnte daß dieses sonst geachtete Blatt anders als aus unvermeidlicher Nachgiebigkeit gegen einen seiner ohne Noth in haenisch gerathenen Mitarbeiter, eine solche Persönlichkeit aufgenommen. Nur aus besonderer Achtung für den Verfasser dieses ihr nun eingelangten Aufsazes nimmt sie denselben auf, obgleich sie weiß daß der unparteiische Theil des Publikums sie nicht nach dem Maßstabe beurtheilen wird, den der Urheber jenes Artikels in den Tudományos Gyűjtemények seinen heller sehenden Landsleuten gern aufdringen möchte, und daß für die Parteilichen auch das günstigste Urtheil für sie, noch keine faktische Ueberzeugung wäre.

*) Allerdings! Wer immer der Verfasser eines literarischen Erzeugnisses ist, sey es nur zweckgemäß! Ueber den Rost den der Juwelier anhat von dem der Hr. Verfasser jenes triegerischen Artikels in den Tud. Gyűjt. einen Edelstein einhandelt, wird er gewiß nicht den Werth der Waare vergessen, um die er feilscht. Doch das sind Vorurtheile, und es scheint er habe hier wohl nur die Menge von Schongeiferleins der israelitischen Nation, die jetzt überall wie die Pilze aus der Erde aufschießen, bezeichnen wollen, ohne zu erwägen daß auch hier wie überall das Sprichwort: nulla regula etc. gelten kann.